

Was liest diese Frau?



Merle Walter, 27, Studentin Sag mir, was du liest, und ich sag dir, was du bist – funktioniert das eigentlich auch umgekehrt? Unser Fotograf Falko Siewert hat sieben Leser in der Stadt porträtiert. Wir haben ihnen die Bücher aus der Hand genommen. Links sehen sie alle sieben Titel. Wer liest welches? James Hamilton-Paterson: Kochen mit Fernet Branca (kein Kochbuch, sondern ein Roman) – Aaron Nimzowitsch: Mein System (Schachbuch) – Jonathan Franzen: Die Korrekturen – Claudia Rusch: Meine freie deutsche Jugend – Benjamin von Stuckrad-Barre: Festwertspeicher der Kontrollgesellschaft – Haruki Murakami: Afterdark (im Original mit japanischen Schriftzeichen) – Stephen King: Achterbahn. Merle Walter liest übrigens gern unterwegs oder wenn sie auf jemanden wartet. Etwa auf eine Freundin, wie auf diesem Bild. **Auflösung: Seite 11**

Frl. Garbers



rennt durch die Stadt

In dieser Woche wurden wir alle dazu verdonnert, über Bücher zu schreiben. Dabei würde ich viel lieber von dem schmutzigen Sex mit einem recht bekannten Berliner Kommunalpolitiker erzählen. Aber gut, dann geht es heute eben um Bücher.

Meine erste große Liebe lebte in einem etwa 400 Seiten dicken Buch. Ich war 15 und er schon längst tot, weil ihm am Ngorongoro-Krater ein Gänsegeier in den Propeller geraten war, als er gerade eine Herde Gnus überflog. Er trug fast immer Safari-Hemden, war blond mit rosanen, von der Sonne verbrannten Lippen und wollte die Serengeti retten. Unvergessen das Bild, auf dem er neben einer jungen, leicht sedierten Thompson-Gazelle kniet. Drei Jahre liebte ich ihn. Dann verließ ich ihn für Mr. Darcy aus „Stolz und Vorurteil“. Mr. Darcy ist bis heute von der Wirklichkeit unübertroffen.

Da fällt mir ein, daß ich neulich ein hervorragendes Buch über eine Kastratensekte in Sibirien gelesen habe, daß ich hier sehr empfinde, weil es da hinten von den Kritikern wahrscheinlich keiner auf der Liste hat (James Meek: „Die einsamen Schrecken der Liebe“). Ein interessantes Thema und viel zu selten behandelt in der zeitgenössischen Literatur.

Ansonsten fällt mir zu Büchern ein, daß man mit nichts besser blenden kann, als mit der richtigen Lektüre. Man muß nicht viel lesen, es kommt darauf an, was man liest. Wenn man also zum Beispiel einige Passagen albanischer, exil-chinesischer oder Färoer Belletristik auswendig lernt – möglichst aus im Eigenverlag erschienenen Erstlingswerken, kann man sich die Klassiker eigentlich schenken. Ein einfaches: Wie schon der gute alte Rexhep Qosja schrieb: „Nicht umsonst haben sie dir das Ohr mit dem Beil abgehackt, Verleumder“, sagt die erste, steife weiße Filzkappe“, genügt, um als ausgewiesener Kenner in den literarischen Salons der Stadt zu brillieren.

Das schindet Eindruck, denn das Gegenüber wird sofort vermuten, daß man vorher alle anderen Bücher dieser Welt gelesen hat, die irgendwie von Relevanz sind. Und es hat so was Eingeweihtes, alle anderen intellektuell Ausgrenzendes. Die passenden Klamotten zu dieser Art von Literatur findet man bei Ulla Poppen.

Wenn ich jemanden kenne lerne, habe ich immer Angst vor dem Moment, wenn ich zum ersten Mal seine Wohnung betrete. Sehen seine Bücher gelesen, geliebt, zerzaust aus? Finden sich Werke in mindestens drei Sprachen? Hat er überhaupt Bücher? Und wenn ja, welche Titel finden sich da? Einige Männer halten ja schon die Betriebsanleitung ihres Toyotas für Literatur. Der Satz, mit dem sie ihr ein Meter breites und 70 Zentimeter hohes Bücherregal neben dem Bett zu erklären versuchen:

Das ist hier nur eine kleine Auswahl. Das sind meine Jugendbücher. Die richtigen lagern noch in einem Container / Keller / auf dem Dachboden meiner Eltern / bei meiner Exfreundin.

Und dann steht man vor „Was ist Was? – Band 57, Vulkane“ und fragt sich, warum man das alles nicht schon beim Bewerbungsgespräch in der Bar gemerkt hat. Äußerste Wachsamkeit ist bei folgendem Satz geboten: „Mein Lieblingsbuch ist und bleibt: ‚Der kleine Prinz‘“. Und dann: „Man sieht nur mit dem Herzen gut...“ Dieser Mann hört auf zu arbeiten, sobald das erste Kind da ist. Wenn er überhaupt schon mal gearbeitet hat. Und man kann noch nicht einmal behaupten, daß man nicht gewarnt worden wäre.

Die harmlosere Variante: „Ich komme momentan einfach nicht zum Bücherlesen. Ich schaff gerade mal den Spiegel und meine Tageszeitung. Aber früher, habe ich sehr viel gelesen. Vor allem den ‚Fänger im Roggen‘ und so“ Gäh. Diesen Mann, hat nur gelesen, wozu er im Deutschunterricht vor 20 Jahren gezwungen wurde. Man erkennt man im Vorfeld daran, daß er sein Handy gern in einer ledernen Schutzhülle am Gürtel trägt und HTML programmieren kann. Wahlweise benutzt er auch die Ausrede: „Ja, natürlich lese ich. Vor allem Sachbücher. Romane sind nicht so mein Ding.“

Natürlich haben wir alle unsere literarischen Leichen im Keller. Bei mir finden sich im untersten Regal Werke wie: „Meine Katze ist krank – was kann ich tun?“, „Britta reitet die Hubertusjagd“. Oder der alte Schmiedeklassiker „Ohne Huf kein Pferd“. Aber eben auch echte Schätze wie: „Solang die Hufe traben.“ Aber ehrlich, das sind meine Jugendbücher. Ich hab noch unzählige Klassiker auf dem Dachboden meiner Eltern.

sandra.garbers@morgenpost.de

Nächsten Sonntag geht wieder Professor Rott durch Berlin.

Drei Jahre gedacht, fünf geschrieben

VON UWE WITTSTOCK

An keinen anderen ostdeutschen Schriftsteller haben sich seit der Wende so große literarische Hoffnungen geheftet wie an Ingo Schulze. Seine beiden ersten Bücher „33 Augenblicke des Glücks“ (1995) und „Simple Storys“ (1998) wurden von den Kritikern mit Lob und Preisen förmlich überschüttet. Dieser Autor besitzt, das war von Beginn an nicht zu übersehen, ein herausragendes Talent als Erzähler. Souverän jonglierte er mit den unterschiedlichsten Formen und Tonfällen, jede seiner Geschichten wirkte ganz mühelos gekonnt, woran auch immer er sich erprobte, es gelang ihm.

Obwohl er beim Erscheinen dieser Bücher erst Mitte Dreißig war, schien es bereits eine ausgemachte Sache zu sein: Ingo Schulze zählt zu den Stars, zu den jungen Meistern der deutschen Gegenwartsliteratur. Doch dann wurde es auffällig still um ihn. Fast drei Jahre der Suche hat er benötigt, so berichtet er heute, „bis dann die ersten Sätze auf dem Computer waren“ zu seinem nächsten Buch. Und fünf weitere Jahre brauchte er, um es zu schreiben. Jetzt ist es endlich da, ein 800-Seiten-Roman mit dem Titel „Neue Leben“ – und die Erwartungen sind nach so langer Wartezeit naturgemäß enorm. Doch zu Enttäuschungen besteht nicht der geringste Anlaß. Ingo Schulze löst tatsächlich jede Hoffnung ein, die man in ihn setzte.

Was für ein ungeheures, was für ein großartiges Buch! Ich habe seit Jahren keinen neuen deutschen Roman mehr gelesen von solchem literarischen Rang. „Neue Leben“ ist vieles zugleich: Ein Roman des deutschen Wiedervereinigungsjahres 1990 aus ostdeutscher Sicht, ein Roman über die frühere Dissidentenszene der DDR, der diese Szene nicht schon, ein Künstlerroman, der nicht von der Kunst schwärmt, sondern vor ihr warnt, und nicht zuletzt ein Roman über Gefahren und Genüsse des freien Unternehmertums. Vor allem aber ist Schulzes Buch ein ironisch funkelndes, an einige der schönsten Traditionen der deutschen Literaturgeschichte kunstvoll anknüpfendes, ein vor Erzählfreude übersprudelndes Lesevergnügen.

Der Held der „Neuen Leben“ heißt Enrico Türmer. Gleich nach dem Mauerfall baut er zusammen mit Freunden in einer thüringischen Provinzstadt eine kleine, aber freie Wochenzeitung auf: das „Altenburger Wochenblatt“. Auch Ingo Schulze hat sich in jenen Jahren als Zeitungsgründer versucht, und es ist zu vermuten, daß er manche schmerzhaft Erfahrung aus dieser Zeit in sein Buch einfließen ließ.

Türmer und seine Mitstreiter starten voller hochfliegender Ideale, sie wollen als Journalisten die Demokratisierung ihres Landes vorantreiben, die Politiker kontrollieren und den Bürgern eine öffentliche Stimme geben. Doch die veränderte Realität im

Mit „Neue Leben“ hat Ingo Schulze den großen Roman der deutschen Wiedervereinigung geschrieben



Ingo Schulze, 1962 in Dresden geboren, lebt in Berlin Foto: Anna Weise

wiedervereinigten Deutschland holt sie unerbitlich ein. Selbst mit dem übelsten Skandal, den sie aufdecken, erreichen sie nur noch ein Bruchteil jener Resonanz, die in alten DDR-Zeiten schon ein kleines ungenutztes Flugblatt erzielte. Und um die Zeitung am Leben und den Mitarbeitern die Arbeitsplätze zu erhalten, müssen sie sich weit mehr Gedanken über Betriebswirtschaft machen als über Politik. Schon nach ein paar Wochen sind die früheren Freunde tief zerstritten, und Türmer startet ein kostenloses Anzeigenblatt, das zwar Geld bringt, dafür aber auf jeden journalistischen Anspruch verzichtet.

Zu den wunderbaren Kunstgriffen Schulzes gehört, daß er seinen Helden von diesem rasanten Ernüchterungsprozess in lauter Briefen selbst erzählen läßt: An jeder Zwischenstation seiner Wandlung ist Türmer fest davon überzeugt, den einzigen moralisch richtigen Standpunkt einzunehmen – und doch entwickelt er sich vor den Augen des Lesers mit gespenstischer Folgerichtigkeit vom naiven Idealisten zum begeisterten Geschäftsmacher. Vorangeschubst wird er auf diesem Weg zudem durch einen westlichen Unternehmensberater, einen überaus häßlichen, aber charmanten und weltgewandten Verkäufer, den Ingo Schulze nach guter alter literarischer Tradition als Teufel, als eine Art modernen Mephisto inszeniert.

In einer anderen Serie von Briefen berichtet Türmer einer westdeutschen Freundin von seiner Jugend in der DDR. Früh schon fühlte er sich zur Literatur berufen, startete erste pubertäre Schreibversuche und rechnete sich sofort prächtige Chancen aus, von den Machthabern irgendwann als regiekritischer Schriftsteller in den Westen ausgewiesen zu werden. Doch schnell muß er feststellen, daß auch mit der Dissidentenszene nicht gut Kirschenessen ist: Der einzige Mitschüler, der seine Abneigung gegen die DDR offen teilt, tritt fast genauso anmaßend und dogmatisch auf wie der SED-treue Lehrer. Sobald der erste echte Konflikt auftaucht, fühlt sich Türmer von beiden Seiten gleichermaßen unter Druck gesetzt.

Wie Schulze in diesen Szenen aus dem Schulbetrieb der DDR zentrale Motive der großen deutschen Schillerromane und -novellen von Robert Musil, Hermann Hesse oder Thomas Mann gleichermaßen zitiert und ironisiert, ist schlichtweg hinreißend. Die jugendlichen Helden jener Klassiker suchten bei der Literatur Zuflucht, weil sie von ihren Klassenkameraden als Außenseiter abgelehnt und ausgeschlossen werden. Schulzes Held Türmer dagegen hat beschlossen, Schriftsteller zu werden und fühlt sich deshalb regelrecht verpflichtet, ein Außenseiter zu sein. Doch zu seiner Ernüchterung stellt er fest, daß ihn seine Mitschüler gar nicht im erwarteten Maße ablehnen, und daß zudem die erhoffte Außenseiterrolle bereits von einem fanatischen Wehrdienst-

verweigerer besetzt ist.

Vor allem aber versucht Ingo Schulze am Beispiel Türmers zu zeigen, welche verblüffende, gleichsam religiöse Funktion der Westen für manche DDR-Bürger übernahm, solange der Eisener Vorhang noch eisern geschlossen war. „Der Westen war unser Jenenseits“, sagt Schulze heute, „das real existierende Paradies.“ Gerade weil die Mauer für ihn unüberwindbar ist, gibt sich Türmer insgeheim der Vorstellung hin, der Westen sei ganz und gar frei von allen Sorgen, Nöten, Problemen, mit denen er sich in der DDR herumplagen muß. Im Westen, so glaubt er, warte so etwas wie Erlösung auf ihn. Doch als dann die Mauer fällt, durchschaut er seine Illusionen, wird krank, verbringt wie eine verpuppte Raupe einige Wochen im Schlafsack, und ist nach dieser Metamorphose bereit, die Rolle des renitenten Ost-Autors mit der eines gewieften Geschäftsmanns zu vertauschen.

Es ist bewundernswert, wie leichthändig und zugleich spannend Schulze sowohl die Jugendgeschichte Türmers als auch seine Krise während der ersten Wochen der Wende und dazu noch seine rasante Karriere als Zeitungsmanager zu erzählen versteht. Er bündigt in diesem Buch Materialmengen, die spielend für drei Romane ausgereicht hätten. Oft wird behauptet, unsere Gegenwart sei zu komplex geworden, als daß es noch möglich wäre, in einem Gesellschaftsroman ein zutreffendes Bild von ihr zu zeichnen. „Neue Leben“ darf man getrost als Gegenbeispiel zu dieser These betrachten: So wie Jonathan Franzens Roman „Die Korrekturen“ das bürgerliche Amerika während der Jahre des Börsenbooms porträtiert, so bewirft Schulze mit „Neue Leben“ ein überzeugendes Panorama des bürgerlichen Deutschlands während der Wiedervereinigung.

Das schönste an diesem Roman jedoch ist, daß er zwar einerseits den Druck nicht verniedlicht oder verschweigt, unter dem fast jeder Ostdeutsche stand, der nach der Wende ein neues Leben beginnen mußte. Doch andererseits gelingt es Schulze, etwas von dem Glück der Befreiung, von dem Taumel und dem Jubel einzufangen, der das Land nach dem Fall der Mauer erfaßte. In diesen Passagen vibriert eine unbändige Lust an der frisch gewonnenen Souveränität: Es ist, schreibt Türmer triumphierend zu Beginn des Jahres 1990, „als wäre ich endlich befugt, am Leben teilzunehmen.“

Dies alles, den Jubel und die danach aufbrechenden Sorgen, die Erinnerung an das verquere Leben in einer Diktatur und den krisenhaften Start in eine unbekannte Zukunft in ein Buch gebannt zu haben – das ist eine Reife, eine wahrhaft meisterliche literarische Leistung.

Ingo Schulze: „Neue Leben. Die Jugend Enrico Türmers in Briefen und Prosa“. Berlin Verlag, Berlin. 790 S., 22 Euro